

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 11 (1907-1908)
Heft: 9

Artikel: Der Vetter aus Amerika [Fortsetzung]
Autor: Castelnuevo, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Euch klag' ich an.*)

Ja, gegen euch erhebe' ich bitt're Klage,
Ihr meines Lebens ungelebte Tage,
Da ich gepilgert wie durch Wüstenand,
Drin des Gedankens Born versickernd schwand,
Und nur der Leib gehorchte dem Gebot
Des Erdenseins, dieweil das Herz war tot;
Dies Herz, das fühllos gegen Lust und Qual,
Kieß ungenützt der flieh'nden Stunden Zahl.
Euch Tage, die ihr schlugt in Acht und Bann,
Mein geistig Teil, euch klag' ich an!

Hast meiner du vergessen, heil'ger Schmerz?
Mit Sturmgewalt erschütt're dieses Herz;
Wirf, Schicksal, deines Hornes glühen Pfeil,
Verwunde mich und mach mich also heil;
Denn leichter dünkt's mich, herbes Leid zu tragen,
Als ungenützte Tage zu beklagen,
Da keine Tat, kein adelnder Gedanke
Durchbrach des Alltags enggezog'ne Schranke.
O Schmerz, mich dürstet, meine Kraft zu messen
Im Kampfe um ein Glück, das ich besessen.

Komm, schöne Liebe, strahl mir ins Gesicht
Und lach mich an und sprich: „Schaust du mich
Gebiete deinem Blick, sich zu erheben, [nicht?
Dann siehst du meine Leuchte ob dir schweben;
Greif nach dem Lichte, eh's erlöscht! Die Nacht,
Die letzte Nacht ist da, eh' du's gedacht.
Unwiederbringlich jegliche Minute,
Die ungewogen in der Schale ruhte . . .
Unwiederbringlich jeder warme Strahl,
Um den die eigne Seele dich bestahl . . .“

Mir wird so bang; mein dumpfer Geist,
wach auf!
Die Zeit zerrinnt, die Zeit hat schnellen Lauf . . .
Komm, schöne Liebe, komm, du heil'ger Schmerz,
Mit frischen Quellen überströmt mein Herz;
Laßt es, von Glaubensmut und Kraft getragen,
Im Wellentakt lebend'gen Fühlens schlagen;
Denn nicht nur leben will ich, will erleben,
Will meinen Tagen Geist und Seele geben!

*) Aus „Neue Gedichte“ von Klara Forrer. Siehe Bücherschau.

Der Better aus Amerika.

Von E. Castelnovo.

(Fortsetzung.)

IV.

Ich hätte sehr gerne auf den Donnerstag der Prokuratorin verzichtet, in Anbetracht der nicht allzu korrekten Form der Einladung; aber Albert zeigte mir, daß man der Gattin eines Vorgesetzten gegenüber keine Unhöflichkeit begehen und sich auch nicht den Anschein geben dürfe, als wolle man unsern Better denjenigen, die ihn kennen zu lernen wünschten, nicht vorstellen.

— Man wird sich köstlich unterhalten! — bemerkte ich.

— Es ist ja nur für einen Abend.

— Lustig wäre es, wenn dein Vetter Phylades der Schwiegersohn des Generalprokurators würde.

— Oh, da hat's keine Gefahr.

Da es mir Vergnügen machte, meinem Mann ein paar kleine Stiche beizubringen, erwiderte ich:

— In diesem Fall: adieu Erbschaft!

— Du bist eine unverbesserliche Zweiflerin.

Das Resultat der Unterredung war aber doch, daß wir beschlossen, am Donnerstag abend zu gehen.

Ich puzte mich prächtig im Staatskleid heraus; veilchenblaue Seide, vorn etwas ausgeschnitten; Albert und der Vetter warfen sich ins schwarze Zeug. Um die Wahrheit zu sagen, Albert wollte vom Frack nichts wissen, indem er den strengen Gehrock passender fand für einen Beamten; aber Phylades, ein Meister der Wohlanständigkeit und Etiquette, erklärte es als eine eiserne Notwendigkeit, daß man im Frack an einen Abendempfang gehe.

Während wir im Vorzimmer die Mäntel abnahmen, sang ein Bariton, in dem wir hernach den Doktor Dal Santo, einen jungen Staatsanwalt, erkannten, arg den Ton verfehlend, die Romanze:

Im Lenz, im Lenz' möcht' ich sterben . . .

— Der Schmachtlappen! — entfuhr es meinen Lippen.

— Still! — machte Albert, indem er den Finger an den Mund legte, gerade wie Don Abbondio, als er Perpetua Schweigen befahl.

. möcht' ich sterben

fuhr der andere fort,

. möcht' ich sterben . . .

Und der Begleiter oder die Begleiterin detonierte auf eigene Rechnung auf dem verstimmten Klavier.

Wenn ihr Nest die Schwalbe baut,

Möcht' ich sterben, sterben . . . möcht' ich ster . . . ben.

Eine lang ausgehaltene Note bezeichnete den Zwang, den sich der Bedauernswerte antat, der da um jeden Preis sterben wollte.

Hierauf dröhnender Beifall.

Als wir den Saal betraten, nahm der Anwalt eben die Gratulationen des Publikums entgegen und übertrug sie auf seine wackere Begleiterin, die jüngste unter den Töchtern Miriani, ein überschlankes, dürres Mädchen, mit zwei Rhinoceroszähnen, die ihm aus dem Mund hervorschauten.

Bescheidenheit beiseite, man machte einen günstigen Eindruck. Albert ist, wie alle wissen, obschon nur ein Beamter, ein schöner Mann, hat sich, obgleich er die Vierziger streift, ein jugendliches Aussehen bewahrt; ich (warum sollte ich es leugnen?) sah ebenso aus, da ich ein wenig ausgeschnitten trug, und der Vetter Robesi machte in seinem Frack, den ihm der Schneider meines Mannes aufs vollkommenste angepaßt hatte, eine äußerst vorteilhafte

Figur und mußte die sogenannten Schäden des Alters wunderbar zu verdecken.

Die Marquise war sehr höflich, besonders gegen Pylades. Sie stellte ihn zuerst den Töchtern vor, dann ihrem erlauchten Gemahl, der in einem anstoßenden Sälchen mit drei Appellationsräten dem Dreisiebenspiel oblag, und endlich verschiedenen andern Personen, welche in den beiden Empfangszimmern zerstreut waren. Mit der Herablassung behandelt, wie sie einem Manne zukommt, der von Amerika hergereist ist und für steinreich gilt, unterhielt sich Pylades sehr leutselig mit allen, bis zu dem Augenblicke, da Mathilde Miriani, die erstgeborene, sich ans Klavier setzte und eine Sonate von Beethoven herunterhaßte. Ich war indessen Gegenstand der besondern Aufmerksamkeit von seiten der jungen Beamten, und sogar Azzoli, der Adjunkt des Obergerichtshofes, glaubte meine Eleganz in den Himmel erheben zu müssen.

— Eine armselige Eleganz — sagte ich. — Ich versichere Sie, daß dieses Kleid in ansehnlicher Auflage vorhanden ist.

Allein der andere fuhr unbeirrt fort: — Anmut und Eleganz . . . Ich bin kein Schmeichler; ich habe nicht die Gewohnheit, Komplimente zu machen . . . Es ist ein wahres Fest für die Augen.

— Strengen Sie Ihre Augen nicht zu sehr an — erwiderte ich, um die Begeisterung meines Bewunderers etwas abzufühlen. — Kommen Sie, wir wollen der Tochter des Hauses, die eben ihr Stück beendigt, Glück wünschen.

— Uns dazu Glück wünschen, daß es zu Ende geht?

— Bitte, legen Sie meine Worte nicht boshaft aus.

— Bravo, bravo, bravissimo — — — vorzüglich!

Die Miriani schienen die Komplimente unseres Pylades besonders gern zu haben und lud ihn mit dem schmeichelhaftesten Lächeln, über das sie verfügte, ein, neben ihr auf dem Kanapee Platz zu nehmen.

— Oh sehen Sie, sagte Azzoli, auf das alte Mädchen hindeutend, das eine pathetische und zugleich schwärmerische Miene aufgesetzt hatte. — Sieht es nicht aus, als ob Desdemona gespannt ihrem Othello bei der Erzählung seiner furchtbaren Abenteuer zuhörte? . . . Der Vetter Ihres Gatten scheint die Reise um die Erde mitgemacht zu haben!

— Er ist gereist, ja — antwortete ich. — Aber er spricht nicht allzuviel von seinen Reisen.

Ich hätte hinzufügen können, daß er sehr wenig und sogar ungeschickt darüber spreche, so zwar, daß er mich manchmal im Zweifel lasse, ob denn überhaupt viel Stationen in seinem Reisebuch verzeichnet seien. . . . Freilich hatte er hiefür eine ziemlich einleuchtende Entschuldigung. — Wir Geschäftsleute haben keine Zeit, um unsere Beobachtungen ins Tagebuch einzutragen.

Unterstützt von einem anderen Rekruten der Magistratur, dem niedern Beamten Vogheri, bereitete die Kupplerin der Miriani den Tee.

— Arme Mädchen! — rief Azzoli aus, — So oft sie die Angel aus-

werfen, so will doch nie ein Fisch anbeißen . . . Der da ist nur ein arm-seliges Fischlein . . . Er könnte beinahe der Sohn der Virginia sein.

— Seien Sie nicht boshaft.

Und ich wandte mich zu dem Richter Fanzago, der sich neben mich gesetzt hatte.

— Haben Sie Ihre Frau Gemahlin nicht mitgebracht?

Das Männchen zog aus seiner Brust zwei tiefe Seufzer hervor.

— Meine Frau durfte es in dem gegenwärtigen Zustande nicht riskieren, die Treppen alle heraufzusteigen.

— Ah, richtig. . . . Wird es bald einkreffen?

— In ein paar Tagen, Frau Martinoni, in wenigen Tagen. Und es wird das fünfte sein. In einer sechsjährigen Ehe!

— Du hättest mich nachahmen sollen — sagte Azzoli. — Junggeselle bleiben.

— Es ist nun einmal so! Wenn nur auf jede Geburt eine Beförderung folgte!

Azzoli protestierte.

— Wahrhaftig! Da wärest du bereits im Kassationsgericht.

— Nimm die Dame eine Tasse Tee? — fragte mich im Auftrag der Tochter des Hauses der Unterbeamte Vogheri, nachdem er sich mir von den Kollegen hatte vorstellen lassen.

— Ja, gerne.

— Süß?

— Nicht sehr.

Vom Tee wollen wir nicht übel reden, er raubte einem wenigstens den Schlaf nicht; auch über die dünnen Zwieback'schnitten nicht Schlimmes berichten, die ein ausgehungertes Diener herumbot, in welchem Azzoli und Fanzago einen Türhüter der Generalprokuratur erkannten, der zu diesem neuen Zweck hieherverschrieben worden war. Das schlimmste war, wenn jeweilen die Musik wieder einsetzte, die drei Miriani sich der Reihe nach am Klavier mit drei Bravourstücken produzierten und der Advokat Dal Santo, dessen Bariton bereits zum zweiten Paß herabgesunken war, auf seine Weise die Arie Philipps aus Don Carlos zum besten gab:

Allein werd' ich schlafen im düstern Gewölbe

Allein werd' ich schlafen im fürstlichen Mantel.

Ah, welch eine Ohrenfolter!

— Sie paßt nicht zum Timbre meiner Stimme — bekannte der Virtuose bescheiden, indem er sich unter dem Beifall der Menge auf einen Stuhl niederließ.

Plötzlich wurde dieser durch verschiedene bewundernswerte Ohs unterbrochen, als ein Jüngling von 26 oder 27 Jahren in den Saal trat, der mir so-

fort als Baron Bellegrinetti, ein weitläufiger Verwandter der Marquise und eine hervorragende Sport-Persönlichkeit, vorgestellt wurde. Der Baron beeilte sich, seinen Ruhm zu rechtfertigen, indem er mit lauter Stimme und gehöriger Wichtigkeit von Pferden und Hunden zu sprechen anfang, wobei er einen natürlichen Blödsinn entwickelte, den er sich durch die Gewohnheit erworben hatte, die eine Hälfte des Tages mit den Bestien, die andere mit den Lebemännern und -Weibern zuzubringen. Nichtsdestoweniger hingen die Beamtenfrauen dem Manne an den Lippen, der sich über eine solche Vertrautheit mit den edelsten Vierfüßern auswies, und Vetter Phlades mußte sich dazu bequemen, mit ihm die Ehren des Abends zu teilen.

Nur der bissige Azzoli stand abseits und flüsterte mir zu: Auch der steckt bis an die Ohren in Schulden . . . wie übrigens auch seine Erzellenz der Generalprofurator . . .

— Still, gottlose Zunge!

Zum Glück neigte sich das schöne Fest seinem Ende zu und schon nahm da und dort jemand Abschied.

Ich gab meinem Manne ein Zeichen, aber er erwiderte es mit einem, das ausdrucksvoller war, als das meinige. Sah ich denn nicht, daß er sich in ein Gespräch mit dem ersten Präsidenten eingelassen hatte? War es ihm gestattet, die Gemahlin eines hierarchischen Vorgesetzten im Stich zu lassen? So wenig lag mir an seiner Karriere?

Ich mußte also noch ein halbes Stündchen verweilen und den Autoritäten meine Aufmerksamkeit beweisen: zunächst dem Herrn des Hauses, dann der Gemahlin des Sektionspräsidenten und derjenigen des Generalprofurator-Substituten. Dieser selbst war ebenfalls im Kränzchen und hatte unendliche Gratulationen entgegenzunehmen, da er den Geschworenen in der letzten Affisensitzung eine Verurteilung zu langjährigem Kerker zu nichte gemacht hatte.

— Einer der interessantesten Fälle — sagte Carniola, — er ist Generalprofurator-Substitut. — Denn es lagen keine Beweise vor . . . nur Indizien.

— Wenn Beweise vorliegen, geht alles leicht — bemerkte die Marquise. — Die hervorragende Leistung besteht darin, daß man auf Grund einfacher Angaben eine Verurteilung zustande bringt . . . Leider bleibt unser Carniola nicht lange mehr unter uns.

Und wie um diese Phrase zu illustrieren, fügte die Mariani hinzu:

— Es ist ja kein Geheimnis mehr, daß Seine Erzellenz, der Minister, ihm einen Posten am Kassationshof in Turin angeboten hat . . . Doch lassen wir das und sprechen wir in Anwesenheit Vincenzo's nicht davon, da es ihm bis zum Verzweifeln schwer fällt, sein zweites Ich zu verlieren.

Vincenzo war niemand anders als der Generalprofurator, der jetzt eben mit den drei Appellationsräten vom Spielfälchen herkam, indem er in der Hand die Goldstücke schüttelte, die er gewonnen hatte. Seine Erzellenz ließ

das Geld in die Westentasche gleiten, wechselte mit den Anwesenden einige Worte, unterdrückte ein Gähnen und warf schließlich einen liebevollen Blick auf einen Seitenausgang.

Dies war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Sogar die erste Präsidentin entschloß sich, meinen Gatten freizugeben; die Töchter Miriani, die für einen Augenblick von unserem Vetter Robesi und dem Baron Pellegri-netti losließen, die beide Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit waren, eilten herbei, um der vielvermögenden Dame ihre Huldigungen darzubringen, und die Spitzen der Gesellschaft lösten sich los inmitten einer Flut von Komplimenten, die sich über sie ergoß.

Wir waren schon auf der Schwelle, als, nach einer kurzen Unterredung mit dem Gemahl und den Töchtern, die Marquise uns zurückrief.

— Wenn der Cavaliere Robesi uns die Ehre erweisen wollte, am Samstag um 7 Uhr mit uns zu speisen! . . . Ich hoffe, es werde seinen Gastgebern nicht zu schwer fallen, ihn für einen Tag zu beurlauben . . . Sie selbst darf ich nicht einladen. — Sie haben ja kleine Kinder und ich weiß, wie unbequem es für sie ist, außer Hause zu speisen.

Der Vetter dankte; wir neigten zustimmend das Haupt.

— Eine Marquise, ja --- dachte ich — aber im übrigen schlecht erzogen. Es war ihre Pflicht, auch uns einzuladen . . . Doch ist es wahr, daß es mir lästig gewesen wäre.

— Also haben wir uns verstanden — fuhr die Generalprokuratorin fort, indem sie nach allen Seiten hin Händedrucke austeilte.

— Gute Nacht, Cavaliere Robesi; Gute Nacht, Frau Elisa; Gute Nacht, Cavaliere Martinoni.

Mein Mann wurde rot.

— Entschuldigen Sie, Marquise, Sie geben mir einen Titel . . .

— Sind Sie nicht Cavaliere? — rief die Miriani aus. — Ich glaubte, Sie wären es . . . Wirklich, bei Ihren Verdiensten . . . Aber es kann nicht lange mehr ausbleiben . . . Seien Sie versichert.

Und in dem außergewöhnlich süßen Blick der mageren und galljüchtigen Dame blitzte ein Versprechen auf.

— Und nun? — fragte ich, zum Ausgang drängend, den Vetter Pylades — welche heiratest du? Die große, die mittlere oder die kleine?

— Aber wozu denn heiraten?

Ja, dann wird auch Alberts Cavaliertitel zu Wasser.

— Du hast doch immer deine Späße bereit — sagten die beiden Männer.

V.

Am Ende des Monats, des schönen Monats April, legte ich meinem Manne die Schlußrechnung vor.

Er kratzte sich zweimal hinter den Ohren.

— Ist das möglich? Doppelt so viel als gewöhnlich haben wir ausgegeben?

— Es scheint so.

— Nun, zum Lachen ist das nicht — wiederholte Albert. — Das ist ja absurd . . . Wir zählen in der Familie fünf, dazu das Fräulein und zwei Dienstmädchen . . . Nun sollte eine einzige Person mehr einen solchen Unterschied bewirken . . . ?

— Wenn die betreffende Person aus Amerika kommt.

Albert war verdrossen.

— Nicht scherzen, es ist kein Anlaß dazu.

Und leise fügte er hinzu: — Ist Phlades ausgegangen?

— Sogar außerhalb der Stadt — antwortete ich — auf einer jener Geschäftsreisen, sagte er, die einen halben Tag in Anspruch nehmen. Zum Essen ist er ohne Zweifel wieder da.

Ich saß bequem im ledernen Lehnstuhl meines Mannes vor dem Schreibtisch, der ganz mit Amtspapieren bedeckt war, und fuhr ruhig fort:

— Da sind meine Belege. — Und nachdem ich mehrere Hefte aus der Tasche gezogen: Erstens bin ich nicht schuld daran, wenn dieser Herr sich bei uns niedergelassen hat.

— Aber was soll denn das heißen? — unterbrach mich Albert. — Wieso sich niederlassen? Es war doch natürlich, es war doch meine Pflicht, meinen Vetter zu beherbergen. Oder wolltest du mir das zur Last legen? Habe ich nicht die Rosani und ihre Schwester um deinetwillen mit offenen Armen aufgenommen?

— Und ich bin dir dankbar gewesen. Aber jene haben sich nur wenige Tage aufgehalten und waren anspruchlos . . . Dein Vetter hingegen ist es keineswegs und ich sagte dir dies gleich; du aber hast nur darauf entgegnet, daß man die Gastfreundschaft ohne Anaußerei ausüben müsse.

— Ich leugne es nicht. Ich glaubte, es handle sich höchstens um eine oder zwei Wochen . . . Und ferner alles in den richtigen Grenzen . . .

— Die Grenzen sind eben sehr dehnbar . . . Du erinnerst dich zum Beispiel, daß Phlades sich über die große Dürsterheit beklagte, welche die farbigen Vorhänge in seinem schon an und für sich dunkeln Zimmer verursachten.

— Er hatte nicht Unrecht.

— Er hatte Recht und deshalb haben wir sie durch weiße Vorhänge ersetzt . . . ohne jeden Luxus . . . Stoff und Tapezierarbeit kamen auf 28 Fr. Da steht's geschrieben!

Und ich öffnete eines der Hefchen und beharrte darauf, daß Albert mit seinen eigenen Augen die Rechnung kontrolliere und zu dem Zwecke einen Augenblick still stehe; denn er fuhr im Zimmer herum wie ein wildes Tier in seinem Käfig.

Er schüttelte verneinend den Kopf.

— Ich habe nichts zu kontrollieren . . . Deine Aussagen bezweifle ich keineswegs . . . Auf jeden Fall ist dies jedoch eine einmalige Ausgabe . . . Und die Vorhänge verbleiben uns.

— So gehen wir über zu Dingen, die uns nicht verbleiben — sagte ich, indem ich das Küchenbüchlein aufschlug. — Hier steht's zu verschiedenen Malen: Eis für den Cavaliere . . . Zusammen 7 Franken 15 Rappen . . . Für seine Abwaschungen . . . Ich hatte ihm die Kaltwasserheilanstalt empfohlen; aber er wollte nichts davon wissen.

— Weiter! —

— Trüffeln am 12., 15., 19., 24. und 26. dieses Monats. Im ganzen 10 Franken . . . Dein Vetter liebt den Risotto mit Trüffeln.

— Auch ich habe sie gerne.

— Und ich behaupte für mich auch nicht das Gegenteil . . . Aber es ist ein Unglück, wenn man derartige üble Gewohnheiten annimmt . . . Wir erlaubten uns zu Hause diese Leckerei jeweilen nur bei einer päpstlichen Stuhlbesteigung.

Albert setzte sich endlich.

— Was die Rechnungen anbetrifft — bemerkte er — so bist du die Hausfrau . . . Du hättest nicht gestatten sollen . . .

— Bravo! Du hast ein prächtiges Gedächtnis! . . . Als ob ich dich nicht wiederholt erinnert hätte: „Gib acht, die Trüffeln sind teuer.“ Du aber zogst dich mit einem Achselzucken aus der Sache.

— Und was gibt's denn noch?

— Da ist der Chianti . . . wöchentlich drei Flaschen mehr . . . ferner Mineralwasser . . .

— Und dabei — rief Albert aus — ist dasjenige von unserer Wasserleitung ausgezeichnet!

— Aber dein Vetter trinkt nun einmal nur Mineralwasser.

— Und was kommt hernach?

— Da ist ein großer Posten für Fische, die Robesi leidenschaftlich gerne hat; dann der Tee zum Fünfuhr-Lunch . . . den nimmt er gottlob allein . . . ferner eine ansehnliche Summe für Butter, Milch, Eier, Schokolade und Zucker für die süßen Sachen . . . Wir hatten bis dahin etwa Sonntags einmal eine süße Platte, seit der Ankunft des Fremden gibt es zum Jubel der Kinder jeden Tag eine . . . So werden die Kleinen verwöhnt, Kleine und Große verderben sich den Magen und das Gleichgewicht der Bilanz wird gestört . . .

— Genug! — seufzte mein Gatte. — Lange kann's jetzt nicht mehr dauern . . .

— Meinst du?

— Da ist doch kein Zweifel daran; in zwei bis drei Wochen höchstens wird Pylades verreiselt sein.

— Nach San Francisco?

— Nein, auf die Geschäftsreise nach Italien . . . Vielleicht wird er noch einmal zurückkehren, um uns schnell zu grüßen, vielleicht auch nicht . . . In Genua will er sich einschiffen . . .

— Wenn ihn nicht etwa eine der Miriani zurückhält? —

Jetzt schnellste Albert los

— Die Miriani können ihm gestohlen werden! . . . Er findet sie alle drei abgeschmackt . . . Und gestern abend hat er mir wiederholt, er heirate nicht . . . Weißt du, welches seine Absicht ist? . . . Noch drei oder vier Jahre in Amerika zu bleiben, um einige Unternehmungen zu Ende zu führen, die sein Vermögen abrunden sollen . . . Hernach will er sich endgültig in Italien niederlassen . . . in Venedig, wenn wir nicht inzwischen verheiratet werden . . .

— Und wenn wir verheiratet werden, will er uns nachlaufen? — unterbrach ich ihn entsetzt. — Will er in unserem Hause wohnen?

— Nicht bei uns, daran denkt er doch nicht . . . Nur in der gleichen Stadt . . . Er ist uns wie unseren Kindern sehr zugetan.

Armer Albert! Es machte mir Mühe zu sehen, wie der so intelligente Mann sich wie ein Kind betrügen ließ, wie er, der so uneigennützig war, auf die mögliche Beerbung seines Vettters aus Amerika Lustschlösser baute.

Ich entgegnete nichts, aber ich ließ die Arme fallen und zeigte ihm so mein Mißtrauen.

— Die Zukunft ruht im Schoße der Götter — fügte ich nach einer Weile hinzu. — Für heute, mein lieber Gemahl, heraus mit der Börse! . . . Zweihundertundzwölf Franken und siebzehn Rappen, um die Rechnung für den abgelaufenen Monat zu begleichen; Fünfhundert für den kommenden.

— Fünfhundert! — rief Albert aus. — Gewöhnlich gebe ich dir dreihundertundfünfzig . . .

— Muß ich von vorne anfangen? . . . Ist denn der Gast nicht noch da? Ich habe gesagt: Fünfhundert; aber wenn Novesi nicht schleunig weggeht, so muß ich mehr haben . . . Doch verspreche ich dir die Rechnung nach den ersten vierzehn Tagen vorzulegen . . . Nun also bitte, 712 Franken und 17 Rappen.

Albert öffnete das Fach, worin er das Geld aufzubewahren pflegte.

— Soviel habe ich nicht — sagte er. — Ich gebe dir eine Anzahlung und ziehe den Rest von der Bank zurück . . . Ich frage mich, wie das so weiter gehen wird, wenn wir aus meiner Besoldung leben sollen.

— Mein Lieber, — triumphtierte ich, während ich vier Banknoten zu fünfzig Franken in meine Tasche steckte — wenn wir aus deiner Besoldung leben sollen, dürfen wir nicht nur keinen Gast haben, sondern müssen auch verzichten auf zwei Dienstmädchen und ein Fräulein, dürfen zur Mahlzeit weder zwei Platten noch jeden Tag Früchte haben und Süßes am Sonntag, dürfen wir den Fuß weder in ein Theater noch in ein Kaffee setzen, und ich insbesondere muß, anstatt Besuche zu machen und zu empfangen, die eine Hälfte des

Tages benutzen, um die Kleider und das Weißzeug der Kinder zu flicken und die andere Hälfte am Kachherd zu stehen.

Mein Mann, der einen Sack ausfüllte, seufzte auf:

— Leider, leider, ist das nun einmal das Los der Beamten in Italien!

— Aber — fuhr ich fort — weder mit dem, was du und ich in die Ehe bekommen haben, noch mit den Vermächtnissen deiner und meiner Onkel, noch mit den Erträgen meiner literarischen Arbeiten und derjenigen deiner Mitarbeit an drei juristischen Zeitschriften können wir uns den Luxus eines so „kostbaren“ Wetters leisten.

Wer weiß, was für andere Betrachtungen ich noch angestellt hätte, wenn nicht ein höllischer Lärm im Vorraum mir gesagt hätte, daß die Kinder nach Hause zurückgekehrt seien.

Das Fräulein quiekte auf deutsch, die Kinder freischten auf italienisch und ein stimmbegabter Esel, der einen Mechanismus im Leibe verbarg und ein Geschenk war, das Onkel Pylades meinen Kindern gemacht, erhob sein fürchterliches Geschrei.

(Schluß folgt.)

„Brockhaus“.

Die einfachsten Gedanken sind bekanntlich immer die schwersten. Wie selbstverständlich erscheint uns heute der Begriff eines Konversations-Lexikons, das durch seine alphabetische Reihenfolge den unermesslichen Stoff menschlichen Wissens jedem, der lesen kann, erreichbar macht. Und dennoch dauerte es bis in das 18. Jahrhundert, daß diese Form alphabetischer Nachschlagebücher durchdrang, und noch weit länger dauerte es, bis der Begriff eines solchen Universalwerkes, eines Konversations-Lexikons sich herausgebildet hatte. Handbücher des Wissens und der einzelnen Wissenschaften besaß schon das Altertum, aber sie ordneten den Stoff nach seiner Entstehung oder Zusammengehörigkeit und waren auf das Studium des Gelehrten bedacht, der Seite für Seite vorschritt. Das Bedürfnis nach einem praktischen Nachschlagewerk hat sich erst mit den ungeduldiger werdenden Ansprüchen der Kultur herausgestellt.

Der Gründer des Verlages F. A. Brockhaus in Leipzig ist nicht der Erfinder des Konversations-Lexikons gewesen, wohl aber derjenige, durch dessen Initiative der eigentliche Begriff eines Konversations-Lexikons erst emporwuchs und unter dessen Namen das Werk eine Popularität gewann, die ohne weiteres den Begriff eines Konversations-Lexikons mit dem eines „Brockhaus“ identifizierte. 111 Jahre ist der erstere jetzt alt; seit etwa 90 Jahren sagt man: das Konversations-Lexikon oder „der Brockhaus“. Was unter dem ersteren Titel von 1796—1808 in sechs kleinen Oktavbändchen erschien, diese erste dürftige Gestalt eines zukünftigen Kulturwerkes, war nur